

# Pädagogische Strömungen seit Pestalozzi [Schluss]

Autor(en): **Schmid, Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **4 (1962)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-971686>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Pädagogische Strömungen seit Pestalozzi

VON MARTIN SCHMID

### IV.

Im Jahre 1920 veröffentlichte Leonhard Ragaz seine im Sommersemester 1919 an der Universität Zürich gehaltenen Vorlesungen als Buch. Es trägt den Titel «Die pädagogische Revolution» und versuchte, die Fehler unseres Bildungswesens wie der ganzen Kultur der Neuzeit «bis zu den letzten Wurzeln zu verfolgen und dann auch die letzten Quellen der Hilfe zu finden».

Ragaz fordert eine soziale Umgestaltung, ein neues Wirtschaftssystem, eine richtige Arbeitskultur, religiöse Erneuerung, Rückkehr zu Gott. Die Genossenschaften, aus denen die neue Gesellschaft bestehen wird, würden die Schulen unterhalten. Die Schule wäre wie die Kirche eine freie Gemeinschaft. Kein Schulhaus, keine Schulmeister, keine Fächertrennung, keine Noten, keine Examen von der heutigen Art.

Die Verbindung der Gedanken Grundtvigs mit denen Pestalozzis ist das Ideal des Verfassers. (Grundtvig, den Begründer der dänischen Volkshochschule und Volksbildung, hatte Fritz Wartenweiler bei uns bekannt gemacht.) Ragaz betont ausdrücklich, daß er ein Ideal zeichne. Er kannte ja unsere Schule gut genug von der Unterstufe bis zur «Oberstufe», war er doch vom Pfarrer eines kleinen Bergdorfes bis zum Hochschullehrer emporgestiegen.

Ich kann mir nicht versagen, meine Erinnerung an den Religionslehrer, damals Pfarrer zu St. Martin in Chur, hier einzuflechten. Er war bewundert, umschwärmt, vergöttert von vielen Kirchgängern. Er wohnte im Antistitium an der Kirchgasse. Wir flogen ihm über den Kornplatz entgegen, wenn er morgens um 8 Uhr zum Unterricht im Nikolaischulhaus in

eilenden Schritten kam. Er trug immer den schwarzen, langen Rock der Geistlichen, den schwarzen, breitrandigen Theologenhut und das schwarze Krawättlein im flachen Kragen über der hartgesteiften Hemdbrust. Und schwarz waren das zurückgekämmte, schöne Haupthaar und der struppige Schnurrbart, dunkel die Augen hinter hellen Brillengläsern. Bleich das Gesicht und die freie Stirn. Eher klein, etwas holzig in den Bewegungen, aber bestimmt, strahlte er großen Respekt aus. Obwohl er mit uns Buben herzlich lachen konnte, war doch tiefer Ernst seine Grundhaltung. Nach dem Gebet, das er meist selber sprach und dabei noch weißer wurde, schritt er durch die Bankreihen und sah jedem einzelnen fest in die Augen. Die Klasse mußte gesammelt sein. Dann begann er den Unterricht und baute ihn planvoll auf, immer fesselnd, immer geistvoll, immer von tiefer Überzeugung getragen. Noch weiß ich die erste Stunde: die Zehn Gebote wurden wie ein Fels vor uns aufgerichtet: «Es ist gesetzt von allem Anfang her und bleibt gesetzt bis an das Ende.» Hohes Menschentum, Tugendschönheit und Größe zeigte er uns gerne an Beispielen aus der profanen Literatur. Er las uns aus Amicis «Der kleine florentinische Schreiber» vor. Er erzählte aus Roseggers «Peter Mayr, der Wirt an der Mahr», wie der Held sein Leben durch eine Lüge hätte erkaufen können, aber lieber wahr blieb und in den Tod ging. Er begeisterte uns für den Freiheitskampf der Transvaalburen, der damals seiner Entscheidung entgegenging. Er ließ uns die Größe der sittlichen Verantwortung und Freiheit ahnen und schliiff wie ein Juwelier am Edelstein unseres heller werdenden Gewissens. Aber es war nichts lebens-

fremd Finsteres an ihm. Er konnte in der sonntäglichen Kinderlehre (um 13 Uhr in der Regulakirche) eine Stunde etwa dem anbrechenden Bergfrühling widmen. Dann hoben sich die Nebel aus den Wettertannen. Die Berge entwölkten sich zu blauer Klarheit. Der junge Lärchwald rauschte, und die befreiten Wasser sangen. Die Triften schmückten sich mit neuem Grün, Enzianen, Soldanellen und goldwimprige Anemonen glänzten darein. Der Mantel Gottes leuchtete groß im Bergsee.

Ragaz ist später kühne, einsame Wege gegangen. Manche seiner politischen Ansichten und Weisungen sind (oder waren) einseitig, extrem, gefährlich und anfechtbar. Aber manche seiner prophetischen Voraussagen gehen heute erschreckend in Erfüllung. Und wenige haben unsere Heimat geliebt wie er und um ihren Ehrenplatz unter den Völkern gezittert. «Ein großer Lehrer», so sagte von ihm Emil Brunner, Professor der Theologie in Zürich.

Aber zurück zum genannten Buch. Vieles darin ist utopisch, hoch über der Wirklichkeit und über die Zeit hinausgesprochen. Manches erinnert an die «Lebensgemeinschaftsschule», ist aber Jahre vor Wilhelm Paulsen gesprochen. Manches rüttelt uns prophetisch auf, und der Satz: «Der Sinn aller Kultur ist der Mensch», wer hört ihn heute nicht wie einen Glockenruf über dem Abendland? Man wird, allerdings sehr und gewaltsam kürzend, das Buch aus der Grundauffassung von Ragaz heraus verstehen: Das Reich Gottes kommt in unsere Welt, und wir sollen und müssen daran bauen; ja, es ist im Anbruch. «Denn daß die Wege der Zukunft in der Richtung auf *unser* Ideal hin laufen – ich meine, auf unser *Prinzip* hin – ist meine ganz feste Zuversicht . . .» Die pazifistische Welle, damals nach dem ersten Weltkrieg, die über das Abendland hinwegging, mag diesen Glauben noch beflügelt haben. Wir Jungen haben ja auch, ebenso überzeugt wie kurzsichtig, damals in Pazifismus gemacht und waren ein Ärgernis einigen standfesten Patrioten. Wir schämen uns dessen nicht. Einige dieser Patrioten wurden dann andererseits uns ein Ärgernis, als sie im Frontenfrühling der Nazizeit den Stand verloren. So wunderbarlich

geht's zu auf dieser gefährlichen Welt, die nie Reich Gottes ist und vielleicht nicht Reich Gottes werden will.

Nun bin ich vorausgeeilt und muß zurück, um richtig anzuknüpfen. Die folgenden dreizehn Jahre waren nicht Zeiten der Schulreform; es waren mehr oder weniger Krisenjahre. Dann kam die braune Flut. Dieser Zeitabschnitt ist geschichtlich noch nirgends dargestellt. Man hat mit Recht das Schweizer Kabarett gelobt, das in Jahren, wo das Lachen schwächer und die freie Rede leiser gewünscht wurde, den Mut hatte, schweizerisch und stachlig zu sein. Ebenso freudig darf gesagt werden, daß die Schweizer Lehrerschaft nicht umfiel. Am 29. Mai 1937 sprach am Schweizerischen Lehrertag in Luzern Paul Häberlin über den Lehrer «als Organ des demokratischen Staates»; er sprach klar ausschauend, mutig gegen die Arglist der Zeit und allen Bekümmerten ins Herz. Oder ich nenne Max Hubers «Grundlagen nationaler Erziehung», Maria Wasers «Lebendiges Schweizertum», Walter Guyers «Unsere schweizerische Schule», erinnere an die Reden von Karl Barth, Emil Brunner, Georg Thüerer, die, 1941 vor Jugendlandsgemeinden gesprochen, Tausende ergriffen. Und wie manches leidenschaftlich freie Wort noch ist in jenen bösen Tagen geprägt worden! Niemand hat das hohe Ziel oder etwa den freien Kurs des Literatur- und Geschichtsunterrichtes oder anderer Fachgebiete abzuändern verlangt. Unsere Valli wünschten gerade damals eigene, italienischsprachige Almanache und Lesebücher, da sie die nachbarlichen, faschistisch gewordenen nicht mehr verwenden wollten. Gerade damals verlangte Prof. Stettbacher ein schweizerisches Pädagogikbuch, welches das Erbe Pestalozzis, Fellenbergs, Navilles usw. hätte den zukünftigen Lehrern vermitteln sollen. Es ist leider nicht erschienen, obwohl es noch heute seine Aufgabe hätte. Aber in dieser schweren und unsicheren Zeit wurde ein Werk der Pädagogik weitergeführt und abgerundet, das m. E. den Namen schweizerisches Pädagogikwerk verdiente. Ich meine Paul Häberlins Werk. Man wird sagen können, daß seine Ausarbeitung, Ausfeilung, Rundung im wesentlichen

den Zeitraum ausfülle, der vom Anfang des ersten bis zum Abschluß des zweiten Weltkrieges reicht. Es umfaßt Grund- und Detailfragen: das Ziel der Erziehung, die Wege zu diesem Ziel, Einwände, Schwierigkeiten, Grenzen der Erziehungsmöglichkeit, den Erzieher und den Zögling, das Individuum und die Gemeinschaft, das normale und das anormale Kind und die aus der pädagogischen Situation sich ergebenden psychologischen Fragen in allen Verästelungen. Es ist sachlich, wissenschaftlich gefaßt, aber in der Helle seiner Logik immer fesselnd. Es ist schweizerisch in der verhaltenen, unsentimentalen Liebe zum Menschen, tief menschlich in der Einsicht um die Grenzen alles Tuns, in der Verantwortung alles Tuns.

Zwei Proben. Vom Ziel und Geist der Pädagogik ist die Rede.

«Ihr letztes Ziel», heißt es da, «wird sein, den Zögling zu befähigen, daß er positiv zu seinem Leben mit seiner besondern Art, d. h. seiner besondern Problematik steht; positiv, das will sagen: standhaft sinngläubig, um das Letzte des Lebens, seinen fraglosen Sinn wissend, aber ebenso wahrhaftig in der Anerkennung seines Geheimnisses. Der erzogene Mensch weiß und ist instande, daran festzuhalten, daß die Existenz, auch *seine* Existenz, aus dem Grunde sinnvoll ist, wie immer sie sei. Er weiß, daß der Mensch, wie immer er sei, in letzter Instanz gut ist – wenn gut heißt: sinngemäß, begründet, von unfraglicher Bedeutung» (Idealistische und realistische Pädagogik, 1931).

Ich wähle noch eine Stelle aus Häberlins «Lebensfragen» (1928), auf der der schöne Glanz pestalozzischer Ehrfurcht schimmert; denn von der Mutter ist die Rede.

«Die eigentliche Quelle des Vertrauensverhältnisses ist von der Seite der Mutter das Gefühl der Verantwortlichkeit für das beste Ich des Kindes, verbunden mit dem echt religiösen Jasagen zu dessen eigenartiger Existenz, und von der Seite des Kindes das durchaus entsprechende Gefühl, an der Mutter einerseits eine treue Hüterin und andererseits eine milde und verstehende Freundin zu haben. Erst wenn dieses Verhältnis existiert, kann von Er-

ziehung die Rede sein; wo es fehlte oder zerstört wäre, da würden alle noch so ausgeklügelten, erzieherischen Maßnahmen gar nichts helfen. Wahre Bildung zum Menschen wird nicht gemacht durch Methoden, sondern durch die lebendige Berührung von Persönlichkeiten, welche fühlen, daß sie im besten Sinne zusammengehören.»

Mit Recht hat Martin Simmen in einem schönen, gründlichen Aufsatz Häberlin an die Seite Pestalozzis gestellt und die Übereinstimmung der erzieherischen Einsichten aufgezeigt. Wie weise und erfahren der zweiundachtzigjährige Erzieher und Philosoph war und wie beglückend schlicht er belehren, wie gütig er helfen konnte, zeigt seine Ansprache an der Schlußfeier des Basler Lehrerseminars (1960). Ganz selbstverständlich, als gäbe er ein Jagd-erlebnis, flieht er in seine pädagogischen Erinnerungen ein:

«Die pädagogische Wirkung bleibt aus, wenn man pädagogisch wirken *will*. Sie stellt sich nur dann ein, wenn sie gewissermaßen unabsichtlich ist – nicht durch das, was wir Erzieher sagen oder anordnen oder verlangen, sondern durch das, was wir sind.»

Wenn ich noch von meiner ganz persönlichen Begegnung mit dem Häberlinschen Gedankengut reden darf, dann hebe ich die kleine Schrift hervor «Vom Symbol in der Psychologie und Symbol in der Kunst», weil sie Sinn und Art großer Kunst ebenso schön wie wahr lehrt, deutet als Erscheinung des Wesentlichen und Ewigen, als Sichtbarwerden der Harmonie, die uns trägt, hebt und verwandelt. Solches Wissen ist in unserem Lande seltener als das Amonshorn, und der Wanderer findet's auch nicht auf den Bergen.

Häberlins Werk – ich habe sein philosophisches Werk nicht berührt – ist durch die deutschen Zustände boykottiert gewesen, und es ist leicht nachzufühlen, daß Häberlin manche Enttäuschung erlebt hat. Der Leser des «Bündner Jahrbuches» hat's übrigens schwarz auf weiß im Jahrgang 1959. Da erzählt er, wie er im letzten Frühsommer wieder einmal in sein Bündner Hochtal, ins Tuors, hinaufgestiegen sei. «Ich mußte meine Seele wieder ein-

mal gründlich reinigen von dem Schmutz, der sich immer wieder ansetzen will, mit Namen Enttäuschung, Entrüstung, ja Ekel an der Menschheit. Wie konnte Gott seine Schöpfung, die ja sonst so herrlich und schön ist, dadurch verunstalten, daß er in sie den Menschen einsetzte, der ihren Frieden stört und, ewig unzufrieden, auch mit sich selbst unzufrieden, nur dazu da zu sein scheint, sich und seinesgleichen unglücklich zu machen? – Wen solche Gedanken übermannen wollen, der gehe hin und reinige sich; er suche ‚die Höhe‘ auf.»

Im Val Tuors hatte der leidenschaftliche Jäger und Bergfreund eine Maiensäbhütte. In einer Ecke des Stübchens hing ein Wandkästlein aus Arvenholz. Es war von altersher bis auf den heutigen Tag zur Aufbewahrung der Bibel bestimmt. Darin las er wieder und suchte zu erfassen, was Gott eigentlich vorhatte, als er den Menschen schuf. Er dachte über die Ebenbildlichkeit mit Gott nach, über Gut und Böse, über das Wesen des Menschen.

«Wie sollten wir aburteilen über ihn, wenn Gott es für gut fand, ihn als *Menschen* zu schaffen? Irrt er gar zu sehr, strauchelt er auf dem Wege zum Guten, verfehlt er seine Aufgabe, nun, so wollen wir ihm helfen. – Man muß ab und zu ‚in die Höhe‘ gehen, um den Anfechtungen des ‚Unterlandes‘ gewachsen zu sein.» – Häberlins letztes Buch heißt «Das Böse, Ursprung und Bedeutung»; die ersten Exemplare sandte er vom letzten Krankenzimmer aus.

Zu den namhaften Vertretern der schweizerischen Pädagogik dieses Zeitabschnittes gehört auch Carlo Sganzi, bis zum Tode im Jahre 1948 Professor an der Universität Bern. Auch er verlangt eine wissenschaftlich-philosophische Grundlage für alle Erziehungspraxis, reine Schau, Theorie, die nicht schon durch die Praxis getrübt ist. Diese seine Schau sieht Sein und Werden im Rhythmus von kategorial gefaßten Phasen, sieht all die mannigfaltigen Strömungen, wie sie die Geschichte der Pädagogik aufweist, als antinomische Gegensätze. Ich denke, wir sind ihnen begegnet.

Nicht nur der Vollständigkeit halber, die ja gar nicht zu erreichen ist, sondern ihrer Be-

deutung wegen wäre noch der Anteil der welschen Schweiz an der pädagogischen Literatur zu nennen. Namentlich die Psychologie, und zwar die experimentelle Psychologie, fand hier Aufmerksamkeit, Pflege und Förderung. Claparède kann (zusammen mit Binet) geradezu als Schöpfer der experimentellen Pädagogik bezeichnet werden. Oder ich erinnere an Pierre Bovet, Direktor des «Institut des Sciences de l'Education» (Institut Jean-Jacques Rousseau), Gründer und Direktor (1925–1929) des Bureau international d'Education, erinnere an Adolphe Ferrière, A. Malche, Robert Dottrens. Für sie alle ist die Grundlage aller Erziehungsmöglichkeit das exakte, wissenschaftliche Studium des Kindes. Aber der Pädagogik unserer welschen Schweiz müßte eine eigene Arbeit gewidmet werden, mit ein paar Sätzen ist hier nicht gedient. Jedenfalls scheint mir ihre Wirkung weitreichender, als Sganzi, wie früher gesagt, annimmt.

Nun sind wir mitten in unserer emsigen, unsicheren und lärmigen Gegenwart angelangt. Und wie sieht's da in unserer Schweizer Schule aus? Trifft man daneben, wenn man sagt, daß sie vor allem von der nutzbaren Magd Martha – der Leser erinnert sich! – besorgt ist? Gut besorgt war und ist. Klarer Aufbau des Schulwesens: Kindergarten, Primarschule, Werk- und Abschlußklassen, Sekundar-, Real- und Bezirksschulen, Mittelschule, Hochschule. Sie betreut auch die anerkannten Privat institute, hält den Schulartikel (Art. 27) der Bundesverfassung sauber, versüßt die Schulpflicht mit Subventionen, sorgt für rechtzeitigen Schuleintritt und für die Schuldauer, überwacht Fürsorge und Jugendschutz. Sie sorgt für schöne Schulhäuser, dreistöckig oder im Pavillonstil, je nach Stimmung und Laune der weisen Ratsherren. Sie hat mit den Repetierschulen und Drillschulen aufgeräumt. Heute haben ja auch die Rekrutenprüfungen nach Karl Bürkis Vorschlag einen neuen Stil. Unsere gute Martha hat noch in späteren Jahren, wo Leichtsinige ans Heiraten denken, das Gymnasium nachgeholt, sich die Maturität erworben und soll jetzt auch, wie man hört, in den Hochschulgebäuden aus- und eingehen, von

vielen Professoren anerkannt und gelobt. Ohne Spaß: die Schweizer Schule darf sich sehen lassen. Wer Martin Simmens aufschlußreiche Schrift «Die Schulen des Schweizer Volkes» liest, hat den Eindruck, das Schweizervolk stehe hinter seiner Schule und sei zum Opfer bereit. Pestalozzi hätte sicher an mancher Unterschule Freude, sähe er, wie da Herz, Hirn und Hand geübt werden, Kräfte sich entfalten, wie's treppauf von der Anschauung zum Begriff geht. «Dia Hagla chönt's ja besser als iich!», würde er lobend ausrufen. Sicher sind auch manche Mittelschule, manche höhere Stufe und privaten Institute zu loben. Das Verhältnis Schüler—Lehrer ist vertrauensvoll freier. Die psychologische Schulung, ja psychoanalytische Kenntnis des Lehrers hat manchem schwierigen Zögling schon helfen können. Die Eigenart der menschlichen Entwicklungsstufen findet Berücksichtigung. Die körperliche Züchtigung wird nicht mehr so oberflächlich-affektiv verteidigt und «angewendet», wenn auch die Ohrfeige noch immer als erzieherisch nahrhafte Frucht bis in die Lärchen- und Arvenregionen hinauf geschätzt wird. Man denke ferner, was alles an methodischen Rezepten durch die gierigen Lehrerreihen geht; was alles außer der Schule noch geschieht an Musik-, Tanz- und Rhythmikschulung. Die Schweizer Fürsorge und die Schulung Anormaler ist zweifellos in mancher Hinsicht vorbildlich. Die Schweiz hat den ersten Lehrstuhl für Heilpädagogik geschaffen.

Ja, und all das, was in Konferenzen debattiert wird, wieviel an Aufsätzen, Vorträgen, Vorschlägen, Rezepten, Berichten, Beispielen erscheint! «Schließt, Augen, euch! Hier ist nicht Zeit / Sich staunend zu ergötzen.» Man spricht denn auch bereits vom «Schulbetrieb», was nun freilich mit der zartfüßigen, verwöhnten ätherischen Göttin — der Leser erinnert sich! — nichts zu tun hat; ja man spricht von Schul-Not! Nicht erst heute.

Im Jahre 1927 erließ Willi Schohaus im «Schweizer Spiegel» eine Rundfrage: «Worunter haben Sie in der Schule am meisten gelitten?» Einige hundert Beiträge liefen ein, die Schohaus sein Buch «Schatten über der Schule»

(1930) untermauerten. Ich will nicht wiederholen oder zusammenfassen, was der bekannte Erzieher Kluges und Kühnes, Erfahrenes und Geplantes sagt über den Lehrer und den Schüler, über Schulhaus und Schulbank, über Zeugnis und Schulaufgabe und über vieles andere. Sicher hat das vieldiskutierte Buch mit dem schlagenden Titel seine Wirkung gehabt. Wir haben das neue Schulhaus mit heller Fensterflucht, Gartengrün vor den Mauern, Tischchen und Stuhl für jeden Schüler, herrliche Turnhallen, einen Flügel im Singsaal. Der Lehrerspucknapf mit Sand oder Sägemehl, der mich als Knaben so sehr mit Ekel erfüllte, ist verschwunden. Aber man kann im vornehmsten Salon Sorgen haben. Und das Übel ist eben nicht verschwunden. Darum erschienen weiter Hans Rhins Kritik an der Mittelschule, Arthur Freys «Pädagogische Besinnung», welcher die Schweizer Seminardirektoren vorbehaltlos zustimmten und ihr Präsident Chevallaz das Vorwort schrieb, erschienen Walter Guyers kritische Ausführungen, jüngst Willi Wagners «Unsere Schule, Erziehung und unsere Zeit», Hans Zbindens kritische Auslassungen und wohl noch dies und das, was ich nicht kenne, weil ich, wie die Deutschen heute sagen, den Mut zur Lücke haben möchte.

Was soll man zu all diesen Kritiken sagen? Ich will mich größter Kürze befleißigen, damit allfällige Leser meines Aufsatzes mich nicht der langweiligen Plauderei bezichtigen. Zunächst: man soll auf sie hören, und die Schulmeister sollen darob nicht ertauben. Die Diskussion schon kann nützlich sein.

Ich habe in einem früheren Kapitelchen von einer recht glücklichen Schulzeit meinerseits gesprochen, obwohl bereits der Ungeist im Schwammbüchlein neben der Bohne, die keimen sollte, saß. Eine optimistische Zeit, eine Festspielzeit durchsonnte unsere Schule. Heute aber schaut eine Zeit voll Angst und Spannung, voll Hast und Hetze ins Schulzimmer. Von allen Seiten wird die heutige Schule angegangen und beansprucht; immer heißt's: «Wir müssen bei der Jugend anfangen; die Schule muß, die Schule soll . . .» Den einen fordert sie zu viel, den andern zu wenig. Welche Unruhe

brandet auf die Jugend los! In der Freizeit, auf der Straße, zu Hause, überall lärmt, schmettert, jazzt, trommelt, jodelt es auf den jungen Menschen ein. Die Schule müßte, das betone ich nun vor allem, ein Gegengewicht schaffen. Sie müßte eine Stätte der Stille und Ruhe sein. «Ohne innere Ruhe waltet der Mensch auf wilden Wegen; Durst und Drang zu unmöglichen Fernen rauben ihm jeden Genuß des nahen gegenwärtigen Segens und jede Kraft des weisen, geduldigen und lenksamen Geistes.» So sagte Pestalozzi, der ewig Gejagte. Was aber ist denn diese innerste Stille und Ruhe? Sie ist gesammelte Kraft und gleichzeitig Offensein und Empfänglichkeit für alles Schöne und Große. In der geheimnisvoll verdämmerten Brunnenstube dieser Stille und Ruhe spiegeln sich die Sterne. (Von allen methodischen Vorkehren der Montessorischule haben mir die Silentiumübungen am besten gefallen.) Diese Stätte der Stille, der Konzentration, der besonnenen Ruhe und nachdenklichen Arbeit zu schaffen ist um so wichtiger, als das Elternhaus Ruhe und Stille nicht überall mehr bietet. Der Sonntag hat sie auch nicht mehr. Gott ist aus der Welt geflohen.

Ruhe und Stille aber sind die Voraussetzung für alles religiöse Erlebnis. Gott steigt aus der Stille. Und die religio ist jene feste Bindung, ohne die der Mensch umherirrt «auf wilden Wegen». Stille ist auch die wartende Stunde für alles Schöne, für das Lied, das Gemälde, die Dichtung. Aber ich will nun nicht von «Fächern» und methodischen Fragen reden.

Nur dies: man kann m. E. nicht mit irgendwelchen methodischen Maßnahmen alles regenerieren. Wir leben in einem Zeitalter der beherrschenden Technik; die moderne Wissenschaft und der totale Staat sind die Folge des Wesens dieser Technik. Der Glaube an den Stoff, an das Wissen und seine Macht, der Intellektualismus und Materialismus gehören dazu. Martin Heidegger meint, nur wenige, Machtlose, seien heute vermögend und bereit zu denken und denkend zu erfahren, daß «diese Weltveränderung» kein neues Zeitalter beginne, vielmehr ein schon bestehendes in seine äußerste Vollendung hinaustreibe. Dieses, unser Zeitalter, ist, um mit dem Philosophen fortzufahren, eine Zeit des rechnenden Denkens. Das eigentliche, das sinnende Denken, das die «Ur-Kunde des Seins erkundende Denken», lebt nur noch in Reservationen. Das rechnende Denken wirkt von seinem Nutzen und Erfolg her, behext den Zeitgeist und sieht sich dadurch in seiner Wahrheit bestätigt.

Um so nachhaltiger brauche es dies, daß unauffällig hier und dort einige geringe Körner gesät werden, auch wenn das meiste auf die festgewalzten Fahrbahnen des technischen Vordringens falle und dort überfahren werde.

Also: unauffällig, aber unentwegt die neue Saat auswerfen! Weniger reklamefreudig Reformen ankünden. Weniger laut Neues versuchen. Weniger hektisch Heilmittel anpreisen. Unauffällig, aber unentwegt, die Parole scheint mir gut. Über die Schule von morgen zu reden, überlasse ich andern.